

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **47 (1967-1968)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜCHER

DIE ENTKOLONISIERUNG IM SELBSTGESPRÄCH DER KOLONIALMÄCHTE

Zu Rudolf von Albertinis «Dekolonisation»

Der Rückzug — oder in einigen Fällen die Vertreibung — der westeuropäischen Kolonialmächte aus ihren überseeischen Machtpositionen um die Mitte des XX. Jahrhunderts wird zweifellos in der vereinfachten Perspektive späterer Geschichtsschreibung als die einfache und selbstverständliche, fast mechanische Folge der beiden Weltkriege erscheinen, in denen sich das europäische Mächtesystem selbst zerstörte und an deren Ende auch die offiziellen Sieger, England und Frankreich, wirtschaftlich zerrüttet, physisch erschöpft und in ihrem Prestige und Selbstbewußtsein unheilbar erschüttert zurückblieben. Der im einzelnen verworrene Verlauf dieses Rückzugs mit seinen hinhaltenden Nachhutsgefechten oder überstürzten Räumungen hat die ganze Komplexität eines kumulativen Prozesses, in dem alle Elemente der neuen planetaren Mächtekonstellation, der «kalte Krieg» und der russisch-amerikanische Wettlauf um die entstehenden machtpolitischen Hohlräume ebenso wie die Zerrüttung des einst von Europa aus aufgebauten und die Kolonialwelt einschließenden weltwirtschaftlichen Beziehungsnetzes zusammenwirkten und die aus amerikanischer Ideologie entsprungene Weltorganisation der Vereinigten Nationen, die schnell zur lautstarken Anklagebehörde gegen «Imperialismus» und «Kolonialismus» wurde, als Chor der griechischen Tragödie die Handlung kommentierend und anfeuernd weitertrieb. Politisch und moralisch war das Gesetz des Handelns den europäischen Kolonialmächten entglitten, und ihre Handlungsfreiheit beschränkte sich zunehmend darauf, den Rückzug mehr oder weniger gut

zu organisieren und durch rechtzeitiges Verhandeln jene wirtschaftlichen und kulturellen Positionen zu retten, die ohne politische und militärische Machtmittel gehalten werden konnten. Die einfache Evidenz, daß Kolonialbesitz ein Herrschaftsverhältnis war, das nicht länger dauern konnte als die Macht des herrschenden Staates, es aufrechtzuerhalten, erwies sich als stärker als alle Bindungen, Rechtstitel und zivilisatorischen Rechtfertigungsideologien: die politische Weltkarte, die noch vor kaum einem Vierteljahrhundert zu über einem Viertel mit britischer Farbe und zu einem weiteren Viertel mit den Farben einer Handvoll anderer westeuropäischer Staaten gefärbt war, ist von fast chaotischer Buntscheckigkeit geworden. Ob es sich bei diesem weltgeschichtlichen Vorgang tatsächlich um eine «Entkolonisierung» handelt — denn es gibt viele andere, ältere und neuere Formen der Kolonisation als die der offenen administrativen Vormundschaft —, ob diese hastige Auflösung der Weltreiche ein ungemischter Gewinn für die Welt und für die ehemaligen Kolonialvölker selbst war und wie viele der neuen souveränen Staaten dabei eine tatsächliche Freiheit und Unabhängigkeit gewannen, steht freilich noch keineswegs fest; fest steht nur, daß sie aus dem politischen Machtbereich Westeuropas ausgeschieden sind.

Einen einst die Szene beherrschenden und heute vernachlässigten Teilaspekt dieser Umwälzung behandelt *Rudolf von Albertini* in seinem umfangreichen und reich dokumentierten Werk *Dekolonisation*¹. Der eigentliche Gegenstand seiner Arbeit wird im Untertitel präzisiert und

eingeschränkt: «Die Diskussion über Verwaltung und Zukunft der Kolonien 1919 bis 1960» — beizufügen wäre: die Diskussion in den «Mutterländern», d. h. zur Hauptsache in England und Frankreich; denn die kleineren europäischen Kolonialmächte und das zwiespältige amerikanische Experiment auf den Philippinen werden nur in einem kurzen Anhang «zum Vergleich» summarisch skizziert, die «internationalen Aspekte» werden in einer Einleitung von 30 Seiten zusammengefaßt und die politische Entwicklung bis zur Unabhängigkeit in den Kolonialgebieten selbst, deren Darstellung der Haupttitel «Dekolonisation» vielleicht erwarten lassen könnte, bleibt grundsätzlich außerhalb der Betrachtung. Es geht hier also nicht um eine Schilderung oder Analyse des weltgeschichtlichen Vorgangs der «Entkolonisierung», wie sie etwa der französische Historiker Henri Grimal unter dem gleichen Titel («La décolonisation, 1919—1963», Paris, Colin, 1965) in konzentrierter Raffung zu geben versucht hat, sondern um eine eingehende Rekapitulation jener Art von Selbstgespräch, mit dem die Wortführer der Kolonialpolitik und der öffentlichen Meinungen in England und Frankreich diesen Vorgang begleiteten, ihn analysierten und oft auch ideologisch zerredeten, während er schon ihrer Kontrolle zu entgleiten begann.

Der Charakter des Selbstgesprächs tritt bei der Lektüre all dieser heute schon fast verschollenen Programme, Doktrinen, Apologien und Analysen oft geradezu beängstigend hervor: die Kolonialreiche des «größeren England» und des «größeren Frankreich» erscheinen darin vor allem als verklärende Spiegel, in denen England und Frankreich mit Wohlgefallen ihr eigenes Bild betrachteten und ihr ideologisches Selbstbewußtsein — hier die Universalität der französischen Zivilisation, dort die britische Flotte als Trägerin einer liberalen Weltordnung — auf eine koloniale Welt projizierten, die als bloßes Objekt der Politik galten. Von einem Dialog zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten ist bis unmittelbar vor Torschluß kaum je die

Rede. Hier diskutieren Europäer unter sich über die Zukunft Asiens und Afrikas, als läge diese noch gänzlich im Ermessen der Metropolen; daß auch «Eingeborene» sich ihre Gedanken über die «Zukunft der Kolonien» machten, wurde eigentlich nur als ärgerliche Arroganz subversiver Elemente zur Kenntnis genommen. Eine Einschränkung wäre hier vor 1940 eigentlich nur für Indien zu machen, das keine Kolonie, sondern seit 1876 ein Kaiserreich der britischen Krone war und wo bereits das viktorianische England im indischen Nationalkongreß eine legale «Opposition Ihrer Majestät» als zwar bald lästigen, doch unentbehrlichen Gesprächspartner ins Leben gerufen hatte; doch dieser Aspekt des einzigartigen Sonderfalls Indien, dessen Darstellung weit hinter den hier behandelten Zeitabschnitt zurückgreifen müßte, tritt in Albertinis auf die innereuropäische Diskussion gerichteter Arbeit nicht hervor.

Es kommen in diesem europäischen Selbstgespräch einzelne Stimmen von großartigem Verantwortungsbewußtsein und Weitblick zu Worte — bezeichnenderweise nicht so sehr aus dem Chor der «kolonialistischen» oder auch «antikolonialistischen» Politiker der Mutterländer als aus den Reihen der großen Kolonialadministratoren, die mit den Realitäten und Problemen der ihnen anvertrauten Gebiete vertraut waren und, sei es auch in paternalistischem Stil, deren Sache vertraten; und diese Stimmen sind in Albertinis Rückblick gebührend aus der rhetorischen Tagesnorm ungetrübter Selbstgratulation herausgehoben, in der sie in ihrer Zeit meist untergingen. Dennoch bleibt der Gesamteindruck einer Diskussion, die sich im Kreise bewegte, bis die gewaltsamen Umwälzungen nach 1940 den Zirkel des Selbstgesprächs durchbrachen und den theoretischen Erörterungen über die Frage, ob und wann die Kolonialvölker je zu Mitsprache oder gar Selbstbestimmung «reif» sein würden, ein abruptes Ende bereiteten. Denn was die hier mit größter Gewissenhaftigkeit rekapitulierten Argumentationen und Diskussionen der Zwischenkriegszeit nachträglich so zäh-

flüssig und oft irritierend erscheinen läßt, ist die Diskrepanz zwischen der Vielfalt immer neuer oder neuinterpretierter Thesen, Formeln und Konzeptionen und dem tatsächlichen Immobilismus dieser Zwischenkriegszeit, die auch kolonialpolitisch vielleicht die letzte Chance Europas oder doch der übriggebliebenen Kolonialmächte war. Auch die in dieser Zeit auftauchenden und scheinbar in die heutige Gegenwart weisenden Schlagworte des «Colonial Development» und der «mise en valeur» blieben im Zeichen der großen Depression bloße Schlagworte oder Wunschträume eines im Dienst stagnierender Mutterländer gehandhabten Protektionismus, und man mag heute melancholisch darüber nachdenken, was eine noch unter dem Kolonialregime begonnene positive Entwicklungspolitik zu leisten vermocht hätte. Wiederum mit der schon genannten Ausnahme Indiens und der von Albertini mit guten Gründen aus seiner Darstellung ausgeklammerten, doch gerade für den hybriden «Spätkolonialismus» jener beiden Jahrzehnte bezeichnenden Mandatsgebiete des Nahen Ostens hat sich gerade in diesem Zeitraum im Verhältnis der Kolonialmächte zu ihren Kolonialgebieten praktisch nichts geändert als der Stil und das Vokabular, mit dem der *status quo* gerechtfertigt oder seine eventuelle Änderung auf eine unverbindlich ferne Zukunft vertagt wurde; kaum je ist in diesen Diskussionen eine Ahnung davon zu spüren, wie spät es schon war. So ist Albertinis Buch wirklich, wie es das kurze Vorwort ankündigt, «ein Beitrag zum europäischen Selbstverständnis»: zum Verständnis vor allem der hartnäckig festgehaltenen Illusionen, in denen Westeuropa — nicht erst seit dem Ersten Weltkrieg — über sich selbst und seine Stellung in der Welt befangen war.

Es ist selbstverständlich unmöglich, in der Kürze einer Besprechung ein Werk zusammenzufassen, das selbst so viele Debatten, Thesen und Argumentationen zusammenfaßt und seinerseits auf eine systematische Zusammenfassung verzichtet. Wer sich vergegenwärtigen will, wie in den kritischen letzten Jahrzehnten der

europäischen Kolonialherrschaft die maßgebenden Politiker, Prokonsuln oder «Doktrinäre», ein Lord Lugard, ein Healey, ein Harmand oder Lyautey die Aufgaben und Ziele der Kolonisation interpretierten, wie sich die Kompromisse zwischen proklamierten Prinzipien und administrativer Praxis in den offiziellen Texten spiegelten, wie die Sonderfälle und Sonderprobleme von Fall zu Fall in die herrschenden Reichsideologien eingeordnet wurden und sich dabei die Begriffe und Ideologien selbst zu verschieben, zu verwirren und manchmal ins Gegenteil zu verkehren begannen, wird all dies fortan bei Albertini nachschlagen und dort alle wichtigen Hinweise auf Quellen und Literatur finden. Er wird wenigstens über die letzten Jahrzehnte verfolgen können, wie sich die englische Ideologie des Commonwealth von der rassenstolzen Gemeinschaft angelsächsischer Siedlungskolonien zum vielrassigen «Völkerbund» und zum Klub gleichberechtigter Nationen durchmauserte, wie viele verschiedene Schattierungen von lokaler Autonomie der Kolonialverwaltungen mit mehr oder weniger großem Mitspracherecht von Siedlerinteressen oder «Eingeborenenvvertretungen» als Stationen des «self-government» interpretiert werden konnten oder wie in der französischen Kolonialdoktrin die utopische Idee der «Assimilation» oder «Integration» — unter deren Namen in Algerien und im Senegal völlig Entgegengesetztes praktiziert wurde — allmählich ihre Glaubwürdigkeit verlor, ohne doch in den schlecht definierten oder nur verbalen Ausweichpositionen der «Assoziation», der «Föderation» oder der «Communauté» einen brauchbaren Ersatz zu finden. Er wird sich dabei vor allem immer wieder der verwirrenden Vieldeutigkeit all dieser Terminologien bewußt, die häufiger der Verschleierung als der Definition dienen und in denen gerade die geläufigsten Begriffe — angefangen bei «Kolonie» oder «Dominion» — wie leere Worthülsen je nach Zeitpunkt und Bedarf völlig verschiedene Inhalte und Absichten in sich aufnahmen, während umgekehrt die in Krisen-

situationen serienweise neu geschmiedeten Begriffe — wie «Trusteeship» oder «Interdependenz» — zunächst nur neue Namen für unverändert beibehaltene alte Zustände waren. Gerade insofern solche Begriffe und Konzepte der Eindeutigkeit und Verbindlichkeit ermangeln und vor allem das jeweilige ideologische «Selbstverständnis» der Kolonialmächte ausdrücken, erweisen sie sich oft als schlechthin unübersetzbar: die englische Kolonialdiskussion blieb denn auch den Franzosen unverständlich — und umgekehrt —, und beide lassen sich eigentlich nur mit großem philologischem Apparat und ausführlicher Exegese ins Deutsche übertragen. Albertini behilft sich damit, immer wieder im Original zu zitieren und auch seinen deutschen Text mit französischen und englischen Ausdrücken und Satzteilen zu durchsetzen, was gelegentlich zu grammatikalischen und orthographischen Monstergebilden führt (und offenbar auch die Korrektoren überbeanspruchte), aber bei dieser Thematik schwer zu vermeiden war; gerade der in ganzen Kapiteln vorherrschende Zitatcharakter gibt seinem Buch außerordentlichen Dokumentationswert.

Zusammengehalten aber wird dieser ganze Schatz von Exzerpten und Zitaten durch den roten Faden eines bis ins einzelne durchgearbeiteten Vergleichs zwischen englischen und französischen Kolonialkonzeptionen; und da Albertinis Arbeit an diesem Werk in die Jahre des Algerienkriegs und des Scheiterns der afrikanischen «Communauté» fällt, ist es nicht überraschend, daß der Vergleich eindeutig zugunsten Englands ausfällt. Nicht nur hat der flexible englische «Pragmatismus» auch in den selbstzufriedensten Idealisierungen der kolonialen Mission Englands selten so den Kontakt mit der Wirklichkeit verloren wie das französische Beharren auf juristisch verbindlichen und logisch befriedigenden Abstraktionen, das sich doch in der Wirklichkeit — besonders angesichts von Grenzproblemen wie Algerien oder Indochina — in unlösbare Widersprüche verrannte und wahre juristische Monstrositäten hervorbrachte, oder wie die immer

wieder verblüffende Fähigkeit der französischen Kolonialrhetorik, sich an hohlen Formeln zu berauschen: man lese etwa als spätes Zeugnis imperialer Phraseologie die Proklamationen der von de Gaulle einberufenen «Reichskonferenz» in Brazzaville im Jahre 1944 nach, aus der heute eine nachträgliche Legendenbildung eine programmatische Vorwegnahme der kolonialen Emanzipation gemacht hat! Auf der Ebene des «Selbstverständnisses», das Albertini zum Gegenstand seiner Arbeit gewählt hat, ist entscheidender, daß die von der französischen Kolonialdoktrin auf das «überseeische Frankreich» projizierte Ideologie der Einheit von Nation, Staat und — universeller! — Zivilisation in ihrer theoretischen Konsequenz gar keinen andern Weg zur Emanzipation als denkbar erscheinen ließ als den völlig utopischen des Aufgehens von «hundert Millionen Franzosen aller Rassen und Farben» in der Einen und Unteilbaren Französischen Republik; weshalb die Entkolonisierung, als sie sich schließlich gewaltsam in Indochina und Algerien durchsetzte oder mit einer Geste des Überdrusses im schwarzen Afrika hingenommen wurde, nur in Form einer Reihe von Niederlagen oder Kapitulationen des nationalen Selbstbewußtseins vor der Wirklichkeit vor sich gehen konnte. Demgegenüber vermochte die britische Ideologie des «self-government», auch wenn sie zunächst nur für die britischen Siedlungskolonien (die späteren «Dominions») galt und in den übrigen britischen Besitzungen nur eine im Vergleich zur französischen Praxis sehr großen Autonomie der lokalen britischen Kolonialbehörden bedeutete, schließlich auch den Weg aller Kolonialgebiete zur graduellen Selbstverwaltung und endlich zur politischen Unabhängigkeit als normale Entwicklung innerhalb des britischen Reiches zu legitimieren und in der zu nichts mehr verpflichtenden Formel des «Verbleibens im Commonwealth» bis zuletzt aufzufangen. Daß Macaulay 1833 den Tag, an dem Indien dereinst unabhängig würde, als «den stolzesten Tag der britischen Geschichte» bezeichnet hatte, war zwar ein Jahrhundert

lang keineswegs die praktische Leitidee der englischen Politik in Indien, doch es erlaubte 1947 Ministerpräsident Attlee, der englischen Öffentlichkeit den Abzug aus Indien «nicht als Abdankung, sondern als Erfüllung der britischen Mission» zu präsentieren: der Auftakt zur fortan unaufhaltsamen Auflösung des Weltreichs, dessen Zentralbastion Indien gewesen war, erschien im Ruhmesglanz einer triumphalen Selbstbestätigung. In der zentralistischen französischen Kolonialdoktrin waren keine solchen Linderungen zu finden. Und hier, in der kritischen Phase des Rückzugs aus unhaltbar gewordenen Positionen, haben Kolonialdoktrinen und Kolonialideologien zweifellos eine sehr reale Rolle gespielt, die sich freilich wie die aller psychologischen Faktoren der Messung entzieht: da für jeden Schritt dieses Rückzuges in innenpolitischen Auseinandersetzungen, in Regierungen, Parlamenten und öffentlichen Meinungen der Mutterländer die legale Sanktion erkämpft werden mußte, war es für den ganzen Verlauf der Machtübergabe entscheidend wichtig, ob die bis dahin proklamierten Prinzipien diesen Rückzug rechtfertigten und erleichterten, wie in England, oder ob sie ihn durch eigentliche Tabus erschwerten und verhängnisvoll verschleppten, wie in Frankreich. Vieles am Gelingen oder Mißlingen der geordneten Machtübergabe erklärt sich aus diesen diametral entgegengesetzten ideologischen Voraussetzungen.

Die historische Aufarbeitung der Kolonialdiskussion des letzten Halbjahrhunderts in den wichtigsten kolonialbesitzenden Ländern Westeuropas erhellt so einen wichtigen psychologischen Aspekt des Entkolonisierungsprozesses, den einseitig auf politische und wirtschaftliche Machtverschiebungen gerichtetes Denken leicht übersieht oder unterschätzt. Nichts gerät schneller in Vergessenheit als die Vorstellungen, die man sich gestern oder vorgestern von der Zukunft machte, obwohl auch sie an der Gestaltung dessen mitwirkten, was damals Zukunft war und heute bereits wieder Vergangenheit ist. Wir haben Albertini für diese gewissen-

hafte und systematische Zusammenfassung einer vergangenen Zukunftsdiskussion zu danken, die uns intensiv einen eben erst entschwundenen Zustand des europäischen Selbstbewußtseins in Erinnerung ruft. Da dieser Aspekt des «Selbstverständnisses» in Albertinis Arbeit völlig im Vordergrund steht, mag freilich der Eindruck einer gewissen Überbewertung des Ideologischen entstehen, der dem Verfasser gewiß fern liegt. Verschieden waren ja nicht nur die politischen Strukturen Englands und Frankreichs und die Kolonialdoktrinen, in denen sie sich spiegelten, sondern auch die Kolonialreiche selbst, auf die sie angewandt werden sollten: das über alle Kontinente ausgebreitete britische See- und Welt handelsreich, das — von der Sezession der Neuengland-Kolonien abgesehen — ohne Bruch der Kontinuität aus dem 18. ins 20. Jahrhundert weitergebaut wurde und sich stets im polaren Spannungsbereich zwischen weißen Siedlungskolonien einerseits und indischem Imperium andererseits entwickelte, und der zur Hauptsache erst von der Dritten französischen Republik errichtete kompakte Block afrikanischer Kolonien, dessen Besitznahme für das französische Nationalbewußtsein die Niederlage von 1871 kompensierte, zum Gegenstand des patriotischen Kults der «Grande Nation» wurde und als Militärlager und Rekrutierungsgebiet in beiden Weltkriegen eine Rolle spielte, zu deren Rechtfertigung die Assimilationsideologie unentbehrlich war: aus Nordafrikanern und Senegalesen «Franzosen machen» hieß vor allem, sie zu französischen Soldaten machen.

Der Vergleich der Doktrinen hat seine Grenze in der Unvergleichbarkeit der Dimensionen, der Territorien und der Situationen. Das britische Reich war das einzige wirkliche Weltreich der Neuzeit, und in ihm haben sich die entscheidenden Akte der Kolonisation wie der Entkolonisierung abgespielt, der Aufbau der weltumspannenden «angelsächsischen Völkergemeinschaft» — zu der die Vereinigten Staaten ebenso zu zählen sind wie die Dominions — und jenseits der Farben-

schränke der Aufbau des indischen Reiches und seine geordnete Übergabe an Indien. Das auf unvergleichlich viel schmälerer Basis errichtete französische Reich hatte weder ein Gegenstück zu den Dominions noch zu Indien; und umgekehrt hatte das britische Reich kein Algerien — das einzige vergleichbare britische Reichsproblem, an dem England mindestens so kläglich scheiterte wie Frankreich in Nordafrika, wäre Irland, und die «irische Frage» hat sich denn auch als älteste Kolonialfrage Englands seit Edmund Burke intensiv mit allen Fragen des «Empire and Commonwealth» vermengt; doch ihre schließliche gewaltsame Lösung, die ja auch noch in den von Albertini behandelten Zeitabschnitt fällt, bleibt selbstverständlich außerhalb seiner Darstellung. In jenem Teil der Welt aber, wo beide tatsächlich vergleichbar sind, in Westafrika, haben sich englische und französische Kolonialpolitik in der Praxis, auf der Ebene der *district officers* und *chefs de cercle*, weit weniger unterschieden als in der Theorie: Frankreich hat weniger «assimiliert» und England weniger «indirekt regiert», als es die Doktrin postulierte, Frankreich hat weniger «balkanisiert» und England weniger «lebensfähige Föderationen» hinterlassen, als es im Moment der Machtübergabe scheinen mochte, und das Erbe Lord Lugards sticht heute nicht mehr so eindeutig vorteilhaft vom Erbe

de Brazzas und Faidherbes ab. Andererseits wäre zu fragen, ob die jähe, schockartige Ernüchterung, mit der Frankreich 1958 bis 1962 sein Kolonialreich liquidierte, letzten Endes nicht für das französische Selbstverständnis wohlthätiger war als die lindernde Illusion des bewahrten Commonwealth, die es der englischen Öffentlichkeit ermöglichte, ein Weltreich zu verlieren, ohne es eigentlich zu merken, und die dafür die über Jahrzehnte hingezogene «nachviktorianische Epoche» Englands zum endlosen Katzenjammer werden läßt. Die als verfassungsrechtliche Konstruktion totgeborene französische «Communauté» hat heute in Afrika mindestens soviel Realität wie das zum vornherein strukturlose britische Commonwealth, und das Frankreich de Gaulles brüstet sich nachträglich mit ebenso großem und ebenso prekärem Erfolg seiner glorreich erfüllten Mission, die Kolonialvölker zur Unabhängigkeit geführt zu haben, wie das England Harold Wilsons. Wie weise oder töricht vor dem Rückzug diskutiert wurde und wie gefaßt er vollzogen wurde, hat am Resultat wenig geändert.

Herbert Lüthy

¹Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen, 1966. Band I der «Beiträge zur Kolonial- und Überseegegeschichte», hg. von R. v. Albertini und Heinz Gollwitzer.